

**Zeitschrift:** Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum  
**Herausgeber:** Benediktiner von Mariastein  
**Band:** 50 (1972-1973)  
**Heft:** 11

**Artikel:** Begegnung mit Reinhold Schneider  
**Autor:** Hämmerle, Alphons  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1031490>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Begegnung mit Reinhold Schneider

Alphons Hämmerle

Die Qualität einer Dichtung beruht meiner Ansicht nach darin, dass sie aussagemächtig ist, dass dieser Gehalt mit der Form eine künstlerische Einheit bildet. Dann kann sie auf den Leser einwirken, ihn beeinflussen, ja sogar formende Kraft werden. Dies kann vornehmlich dann eintreten, wenn der Leser noch ein Suchender ist, wenn er Antwort auf Fragen haben möchte, die ihn bedrängen.

In dieser Situation stand ich während der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre. Ich will nicht des näheren erklären, wie es einem Studenten der Germanistik zumute war an einer Schweizer Universität, die erst nach Kriegsende deutsche Professoren, die in der Nazizeit Parteimitglieder waren (ob aus Ueberzeugung oder nicht, bleibe dahingestellt), nach Hause schickte im Zuge der sogenannten «Säuberungen».

Wir Jungen wussten aber, dass ein Neubeginn zu setzen war. Die Frage stellte sich allerdings, unter welchem Zeichen dies geschehen sollte. Es war für uns ein Bedürfnis, als Bürger eines kriegsverschonten Landes innerlich Anteil am Schicksal des zerschundenen Europas zu nehmen. Was damals in den Ländern um uns geschah, ging uns zutiefst an und hatte mit unserem eigenen geistigen Schicksal zu tun.

Damals kam mir das 1945 im jungen Archeverlag, Zürich, erschienene Gedichtbändchen in die Hände, das den Titel trug: «Die letzten Tage». Es brachte mich zum erstenmal in Berührung mit dessen Autor, dem Dichter Reinhold Schneider. Seine Sonette sprachen mich unmittelbar an, obwohl ich rückblickend bekennen will, die Sonette in ihrer Tragweite noch nicht erfasst zu haben. Es war wohl der Grundton, der Ernst der Sprache, der mich Jungen packte. Das Sonett «Gnade der Zeit» beeindruckte mich so sehr, dass ich einige Verse davon in meinen Artikel einbaute, den ich für die eben gegründete und von mir redigierte Freiburger Studentenzeitschrift schrieb. Die Voraussetzung dafür, dass Schneiders

Wort, von dessen Leben ich ja nichts wusste, in mir ein solches Echo fand, sehe ich einerseits im tradierten Glauben und andererseits im literarischen *Renouveau Catholique* jener Zeit, das mit den Namen Paul Claudel, Georges Bernanos, Giovanni Papini, Gertrud von Le Fort u. a. verbunden ist. Doch wurde über diese Dichter weder am Gymnasium gesprochen noch an den Universitäten gelesen. Zum modernen Wissenschaftsbegriff gehörte damals (und heute?) eine mehr oder weniger wertfreie Literaturgeschichte. Das wahrhaft nährnde geistige Brot, dessen wir bedurften, mussten wir uns ausserhalb der Hörsäle und Seminarien (von einigen Ausnahmen abgesehen) holen. So wurden wir weitgehend in einem geistigen Vakuum gelassen. Unsern Weg mussten wir uns selbst suchen. Goethes Weisung: «Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen», wurde für mich zum Prüfstand. Ohne eigentlich dieser Wahrheit bewusst zu sein, drängte es mich, der ich noch sehr schwankend im Leben stand, einen festen Grund zu gewinnen.

In dieser Lage — ich war eben ins Lehramt eingetreten — stiess ich in der Bibliothek unserer Schule auf den Band «Philipp II. oder Religion und Macht». Ich griff darnach, öffnete, las — und damit begann die zweite und entscheidende Begegnung mit Schneiders Werk. Fortan liess er mich nicht mehr los. Ich musste für mein Leben eine Basis gewinnen, und ich spürte: hier ist einer, dessen Geist mich einzufordern vermochte. Ich erfuhr beim Lesen das Einströmen einer Kraft, die Mastäbe setzte, die mich mit tiefem Ernst erfüllte und zugleich beglückte. Ich war in ein Magnetfeld eingetreten, das ordnend, klärend auf mich einwirkte. Aus dem Werk spürte ich die Tendenz zum Absoluten, Transzendenten. Das hatte ich gesucht. Der Glaube trat mir in nie gekannter, für mich unbedingt verpflichtender Gestalt entgegen und mit dem Glauben ein Ethos, das in der Verantwortung für den Mitmenschen gipfelte. Hier war Dichtung zum Er-

eignis geworden, d. h. gelebtes, erlittenes, überzeugendes Wort. Ein Dichter hatte mein Gewissen mobilisiert. Was ich von der tödlichen Krise Europas schon wusste, erhielt durch die Lektüre der Bücher Reinhold Schneiders eine ungeahnte Erhellung und Vertiefung. Spezifisch Christliches stellte sich in seinem Werk in neuem Lichte dar. So wurde mir der Begriff der Macht in ihrem transzendenten Bezug zum erstenmal klar. Schuld und Sühne, Macht und Gnade lernte ich nun in der Geschichte der Völker und im Schicksal des einzelnen sehen. Diese Kategorien gewannen Einfluss auf mein eigenes Leben.

Reinhold Schneider hat sich allerdings von der «bessernden» Wirkung der Kunst auf den Menschen nicht allzu viel erhofft. Ich verweise da auf seine Rede, die er über diese Frage am Kölner Radio 1955 im Rahmen einer Diskussion gehalten hat. Sein Vorredner war Gottfried Benn. Schneider sagt darin: «Der Dichter weiss, dass er der Welt in einem wesentlichen Grade nicht helfen kann... er ändert also auch nicht den Menschen.» Aber — und das ist entscheidend — «es ist ihm vielleicht gegeben... ihn durch sein Wort zu bewegen, dass er das Wort aus den Himmeln vernimmt.»

Der christliche Dichter (und nicht nur der christliche) soll nach Schneider die Richtung angeben. Er sagt dazu: «Der christliche Dichter ist Zeuge; er ist der Unerträgliche, der Unruhestifter, der Wurm im Gewissen, der Narr zwischen allen Fronten».

Schneider hat für die sittliche Erneuerung des Menschen gearbeitet. Er wusste wohl, dass dies eine undankbare, unmögliche und doch unabdingbare Aufgabe war. Dieser Kämpfer war ein grosser Mann des Friedens. Als solcher blieb er weltoffen, bereit zu lernen, auch auf die Gefahr hin, umlernen zu müssen. Er suchte den Dialog, das lebendige Gespräch; seine Toleranz Andersdenkenden gegenüber war nur die andere Seite einer Haltung, die mit Ehrfurcht und Pietas umschrieben werden

